

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 249

Posen, den 29. Oktober 1929

3. Jahrg.



(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es war ganz finster auf der Terrasse, kaum die Gesichter der beiden Frauen mehr zu unterscheiden. Das Mädchen hielt den Atem an und ließ die Tränen haltlos über die Backen rinnen. Niemand sah es. — Auch Tante Christine nicht.

Sie fühlte sie nur, die große Not, die da neben ihr schrie. Gott, ach Gott, daß das doch über jeden kam. Und konnte so über die Massen selig machen und so über die Massen elend. Und mußte durchdrungen werden und durchkämpft und kein dritter konnte dabei helfen.

Am anderen Morgen war Hella wieder wie immer. Nur ihre Augen sprachen. Und Frau Christine verstand darin zu lesen: „Ich will darüber hinwegkommen! Laß mir nur Zeit. Ich muß erst die Kraft zum Entlagen finden.“

Es lag nun in Frau von Schillings Stimme immer soviel Güte und in ihren Händen soviel Weichheit, wenn sie über den Scheitel der Nichte fuhr. Das Kind sollte wissen, daß es ein Heimatrecht hier hatte, es sollte fühlen, daß es einen Menschen gab, an dessen Brust sie sich flüchten konnte, wenn die eigene Kraft allein nicht mehr reichen sollte.

Aber die Tage gingen und Hella trug nach wie vor die ganze Not für sich allein.

Sie ist ein tapferes Mädchen! Frau Christine dachte daselbe wie Marion. Es war dies der einzige Punkt, in dem die beiden Frauen übereinstimmten. Aber auch nur dieser einzige. Sonst waren sie zwei Elemente, die Blitz und Donner gaben, so oft sie zusammenkamen.

* * *

Nikolaus Dimitri saß auf einem der harten Bänke, die sich an den langen Wänden im Vorraume des Leihamtes hinstreckten und wartete bis die Reihe an ihn kam.

Seine Hände zitterten etwas, als er in die Tasche griff, ein goldenes Zigarettenetui herauszog und es durch das Gitter reichte.

Der Beamte nahm es sehr umständlich zwischen vier Fingerspitzen, drehte es von links nach rechts und dann von rechts nach links, holte eine Lupe und besah die Brillanten, mit denen es verziert war, ließ eine Birne aufflammen und betrachtete das Farbenprisma, das sie warfen: „Hm.“

Ein flüchtiger Blick, scheinbar oberflächlich, und doch die ganze Person umfassend, glitt über Dimitri hin. „Ist es Ihr Eigentum?“

„Ja.“
„Vielleicht ist es besser, Sie gehen damit zu einem Juwelier.“

„Ich will es nicht verkaufen.“
„Soool! — Sie werden wissen, daß wir nur ein Drittel des Wertes bezahlen.“

„Wieviel ist das?“
„Einhundert Mark.“

„Es ist gut.“
Zwei schmierige, unappetitliche Fünfzigmarkscheine schoben sich unter dem Gitter nach außen. Dimitri nahm sie — nahm sie mit einem Gelächel — und legte sie mit spitzen Fingern in seine abgegriffene Briefftasche.

Alles sah ihm nach, als er aus der Türe ging. Auch der Beamte. Es gab so viele dieser Art. Man wunderte sich kaum mehr über etwas.

Als Nikolaus um die Straßenecke gebogen war, trat er in ein Café rechter Hand, ging nach dem etwas dämmerigen Hintergrunde und nickte der Dame, die dort saß, mit frohem Lächeln zu.

„Ist es dir geglückt, Kolo?“ Nana Kostofschny hob sich etwas vom Stuhle.

„Ja.“
„Das Tageblatt hat deine Novelle genommen?“

„Ja!“ — Ich bin sehr anständig bezahlt worden.“
Er hing seinen Mantel an den Ständer und setzte sich zu ihr. „Hundert Mark!“ Er zeigte ihr die beiden Scheine in der Briefftasche.

Sie schlug die Hände ineinander, daß es einen leisen Knall gab. „Duschinkal! Wie ich mich freue. Du kannst einen Monat damit reichen, wenn du sparsam bist.“

„Ich werde sehr sparsam sein! — Erlaube, daß ich mit dir teile.“ Er schob ihr den einen der Fünfzigmarkscheine in die Tasche ihres Jacketts.

Sie wurde bleich. Ihre Finger zitterten auf dem weißen Marmor des Tisches. Dann legte sie den Kopf darauf. Es blieb ganz ruhig. Auch Dimitri sprach kein Wort. Man riß nur Wunden damit auf, die doch vernarben mußten. Nach einer Weile hob sich Nanas Gesicht. „Ich möchte gehen,“ bat sie leise.

Er bezahlte und trat mit ihr ins Freie. Ganz unbewußt schlug er den Weg nach ihrer Wohnung ein. Sie leuchteten beide, als sie die sechs Treppen zur Mansarde hinaufkletterten.

„Es ist noch etwas weiter wie bei uns.“

„Ja, um zwei Stiegen.“
Er wollte nicht eintreten, aber sie bat darum. Wie armfelig, dachte er mit einem raschen Blick ringsum. Sie verstand ihn und nickte gleichmütig. „Noch armseliger als früher.“

Es schnitt ihm durch alle Nerven. Ihre Bitte, sich zu setzen, lehnte er ab. Er konnte nicht, fühlte nur, daß er gehen müsse, laufen, rennen, soweit er konnte, weil die Größe ihrer Not ihn sonst um den Verstand brachte.

Seine Füße holten aus, als säße ihm jemand auf den Ferse. Mit einem Male verspürte er, daß ihn hungerte. Seit gestern morgen hatte er nichts mehr gegessen, noch getrunken. In den Nächten schlief er nicht und bei Tage rannte er wie ein Sinnloser durch die Straßen.

Nur einen Bissen Brot, dachte er. — Vielleicht einen Teller Suppe.

Er trat in ein Restaurant und erschrak vor seinem eigenen Spiegelbilde, das ihm dort entgegenschah. Er hatte keine Augen mehr, nur noch zwei schwarze, starre Punkte, die in dem bleichen, hageren Gesichte brannten. Tief, ganz tief, ließ er die Lider darüber sinken und tastete sich zu einem Tische.

„Einen Teller Suppe, bitte!“

Er wußte gar nicht, wie bemitleidenswert er war, so bemitleidenswert, daß die Kellnerin ihn als ersten bediente, obwohl eine Menge Gäste vor ihm bestellt hatten.

Er tauchte den Löffel ein und ließ ihn wieder fallen. Er war ihm zu schwer. — Wie wurde ihm denn? — Er würde doch hier nicht sterben müssen! Hier unter all den vielen, fremden Menschen! — Die Hand in den Rock schiebend, griff er nach der Stelle der Brust, wo das Herz schlorftel. Rückwärts! In knappen Stößen, die jeden Augenblick zu Ende sein konnten.

Er bekam plötzlich Furcht! Verspürte einen Blutgeschmack im Munde! — Half ihm denn niemand? — Ich werde vom Stuhle fallen! — Ich werde schreien! Schreien, daß das ganze Haus zusammenläuft.

„Vielleicht ist er wahnsinnig,“ hörte er hinter sich flüstern. Er hob den Löffel wieder und führte ihn zum Munde. Seine Rippen zitterten, als sie die Flüssigkeit zum Gaumen

rinnen ließen. Er aß den ganzen Teller leer und fand, daß ihm besser wurde. Das Herz klopfte wieder seinen Trott, nur ab und zu setzte es aus. Dann schloß er die Augen, bis es vorüber war.

Ein Herr trat auf ihn zu. Er war bereits im Gehen begriffen. Den weichen Hut in der Hand, stellte er sich vor. „Dr. Guido Karsten. — Ich möchte gerne ein paar Worte mit Ihnen sprechen.“

Dimitri hob den Kopf und nannte seinen Namen. „Was sind Sie beruflich?“ Die Augen des Fremden forschten in seinem Gesichte.

„Schriftsteller!“

„Bei irgendeiner Redaktion?“

„Nein.“

„Hätten Sie ab und zu mal eine Stunde frei?“

Dimitris Mund verschob sich, er nickte nur.

„Ich suche einen Darsteller — und zwar den Hauptdarsteller für meinen Film „Der letzte Mann“. Wollen Sie die Rolle übernehmen?“

Dimitri zögerte. „Ich habe noch nie gefilmt.“

„Das lernt sich! — Kommen Sie morgen in den Westend-Filmpalast. Vielleicht zwischen 10 und 12 Uhr. Wenn es Ihnen erwünscht ist, werde ich Ihnen einen Vorschuß geben.“

Dimitri verneinte hastig, bat mit den Augen die Kellnerin zu sich und bezahlte. Als er die Briestasche öffnete, und einen Fünzigmarkschein auf den Tisch legte, staunten die beiden: Der Regisseur und das weißbeschuerte Mädchen. Es mochte ihn wohl etwas anderes drücken als Geldsorgen.

Der Regisseur wurde etwas devoter: „Also dann bitte morgen zwischen 10 und 12 Uhr.“

„Ich werde kommen.“

Als Dimitri auf die Straße trat, taumelte er gegen eine Häuserwand. Er wartete ein paar Minuten, bis die Schwäche vorüberging, dann rief er eine Kutodroschke und nannte Straße und Nummer.

„Ich fahre den Tod“ dachte der Chauffeur und schaltete die höchste Geschwindigkeit ein. Wie ein Gespenst jagte der Wagen durch die menschenleeren Straßen der Vororte. Dann hielt er.

Die Nachtluft wirkte erfrischend. Dimitri bezahlte und gab ein Trinkgeld. Die Augen des Chauffeurs folgten ihm, bis die Haustüre hinter ihm zuklappte.

Oben in der Mansarde des großen grauen Hauses blühte ein Licht auf. Eine Gestalt trat ans Fenster, legte den Kopf gegen die Scheiben und stand reglos, den Blick zu den Sternen aufgehoben.

„Erbarme dich meiner!“

Es war das gleiche „Erbarme dich meiner!“, über das Marion Tuney gelächelt hatte.

* * *

Regisseur Dr. Karsten stand wie ein begoffener Pudell — Wie ein junger Chemann, der nachts in bester Laune aus dem Club nach Hause kommt und eine Gardinenpredigt über sich ergehen lassen muß. Vergeblich setzte er immer wieder zu sprechen an.

„Das ist wirklich köstlich! — Kurbeln Sie also zehn Filme! Meinemwegen alle mit Nikolaus Dimitri als Hauptdarsteller! — Aber nicht mit mir als seine Partnerin! — Bemühen Sie sich nicht, Doktor! Es ist ganz umsonst! Mit einem Nikolaus Dimitri spiele ich nicht!“

„Aber, gnädige Frau — wenn Sie nur!“

„Ich spiele nicht mit ihm! — Basta!“ — Frau Marions Augen sprühten, während ihr Fuß aufstampfte. Sie griff nach den Handschuhen, die sie zornentbrannt auf den Tisch geschleudert hatte und drückte mit einer zersahrenen Bewegung das Hütchen tiefer in die Stirne. „Guten Tag, mein Lieber.“

Regisseur Karsten stand als ein vom Schicksal getroffener. Nun konnte er ruhig den Film, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, auf die Straße werfen. Er mußte Marion Tuney dazu haben. Herrgott, diese Frauen! Was das nur wieder für eine Laune von ihr war: „Ich spiele nicht mit Nikolaus Dimitri“. Sie hatte diesen Menschen wahrscheinlich noch gar nie gesehen, noch niemals zu Gesicht gekriegt.

Er rannte auf den Gang, sah sie mit einem Schauspieler sprechen und schloß sich ihr an, als sie zum Wagen ging. „Gnädigste! Wollen Sie sich wenigstens nicht so weit herbeilassen, sich diesen Mann einmal anzusehen! — Es lohnt sich. Wirklich, Frau Marion, es lohnt sich! Er ist über die Maßen interessant. Sie werden mir das bestätigen müssen, wenn er Ihnen vorgestellt ist.“

„Ich will ihn aber nicht vorgestellt haben.“

„Wenn ich Sie bitte, für dieses eine Mal eine Ausnahme zu machen! Nur für dieses eine Mal! — Ach Marion, seien Sie doch nicht so unzugänglich! Er hat ein Gesicht. Ich sage Ihnen, ein Gesicht — — —“

„Herrgott,“ sie riß ihre Hände aus den seinen, „nun kommen Sie mir wieder mit Gesichtern. Er wird sein wie die andern auch: Eine schöne Frage, ein paar große Augen, einen hübschen Mund! — Ganz ehrlich gesagt, lieber Karsten. Die Russen sind mir verhaßt, sind nicht mein Geschmack.“

„Ich habe es nicht gewußt.“ Er lies neben ihr her wie ein Hündchen, das bat und bettelte, um eine Abfallgabe ihrer Herrinnenlaune.

Sie hatte den Fuß schon am Trittbrett und lachte ihm spöttisch in die Augen: „Russen haben so viele Untugenden, mein Lieber — und Bollbärte! Bollbärte sind mir ein Greuel und — nichts ist langweiliger als ein Russe! Die Menschen, die von zehn Adergäulen nicht aus ihrer Ruhe gebracht werden können, sind nicht mein Geschmack.“

„Er würde eine so vorzügliche Ergänzung Ihrer Persönlichkeit bilden, liebe Marion.“

„Wirklich?“

Ihr Lächeln steigerte nur seinen Wunsch, sie möchte die Rolle übernehmen.

„Sie lösen so gerne Rätsel, Gnädigste! Dieser Nikolaus Dimitri ist eines.“

Ihre Augen spotteten. „Es fragt sich, ob es sich lohnt. Je härter eine Nuß zu knacken ist, desto größer ist hernach die Enttäuschung, wenn sie hohl war.“

„Sie ist nicht hohl, Marion! Diesmal gewiß nicht.“

„Was sind Sie für ein entsetzlicher Mensch, Karsten! Ich werde mir's überlegen! Obwohl — ach, ich habe Ihnen ja schon gesagt: Die Russen sind langweilig! Sentimental! Ich mag die Menschen nicht, die man erst letzteren muß, um zu wissen, ob sie tot oder lebendig sind.“

Karsten wollte etwas erwidern, kam aber nicht dazu, denn Nikolaus Dimitri schritt eben über den breiten, sonnenbeschienenen Vorsaß und küßte den Hut zum Gruße. In rascher Gangart kam er auf den Regisseur zu. Der nahm die Gelegenheit beim Schopf. Mochte die Tuney nun machen, was sie wollte. Er stellte ihn ihr einfach vor.

„Unsere gefeierte Diva, Frau Tuney! — Herr Nikolaus Dimitri!“

Marion war wütend.

Karsten lächelte.

Dimitri verzog keine Muskel.

Zwei Minuten später fauchte das Auto durch das Tor. Frau Marion kam in einer Laune nach Hause, daß die Zofe zwei Kreuze schlug, als die Klingel wie ein Sturmzeichen durch das Haus gellte. „Dunkel machen, Siga! — Ganz dunkel! — Und etwas Brom! — Und von den Tropfen, die mir Professor Alken verschrieben hat. — Und keinen Menschen zu mir lassen! Keinen Menschen! Ich will schlafen.“

„Gewiß, gnädige Frau!“

Frau Marion wurde ausgekleidet wie ein Kind und zu Bette gebracht wie ein solches. Die Rolläden glitten herab, die schweren Seidenvorhänge rauschten übereinander. Nach zehn Minuten tat das Brom seine Wirkung.

Die schöne Frau schlief. Das ganze Haus erstarb in einer Totenstille. Nichts regte sich. Die Dienerschaft ging auf den Zehenspitzen, man flüsterte einander zu, wenn man sich etwas zu sagen hatte. Im Parke wurde das Wasserwerk abgestellt und der Diener schaltete die Klingel in der Diele aus, daß sie nur noch im Zimmer des Portiers zu hören war.

Dr. Udo kam aus seinen Räumen herüber und fragte, ob die Schwester für ein paar Minuten zu sprechen sei.

Die Zofe bekam ganz angstvolle Augen. „Die gnädige Frau haben Brom genommen.“

Wenn Marion Brom nahm, stand es schlimm. Er ging nun ebenfalls auf den Zehenspitzen nach seinem Zimmer zurück. Gott, wovon bekam eine Frau Nerven, wenn sie doch eigentlich nichts zu sorgen und zu denken hatte.

Marion erwachte erst nach Stunden. „Wie spät ist es, Siga? — Schon sechs durch! Dann werde ich jetzt aufstehen.“ Sie dehnte sich und setzte sich in den Rissen zurecht. Während sie sich ankleiden ließ, stützten die Gedanken in ihrem Kopf durcheinander wie Kreisel. Sie erinnerte sich plötzlich wieder an den Traum, den sie eben gehabt hatte: Sie war Nikolaus Partnerin in einer der Szenen des Films gewesen. Er war vor ihr auf den Knien gelegen und hatte ihr seine Liebe gestammelt, aber sie hatte ihn ausgelacht. Da war er dicht vor ihren Füßen zu Boden gesunken und dort liegen geblieben! Tot!

(Fortsetzung folgt.)

Es steht ein Wirtshaus an der Lahn...

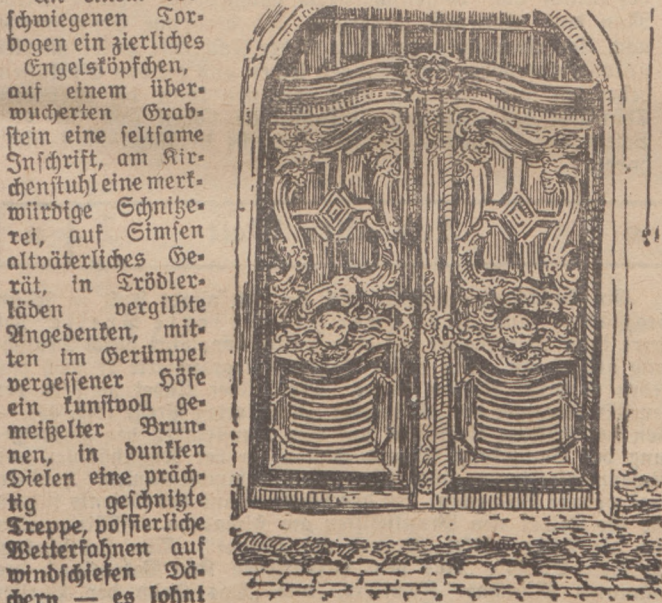
Worauf man auf Reisen nicht so leicht achtet.

Die Reisezeit nähert sich dem Ende. Der Alltag hat uns wieder umfangen, und als köstliches Gut blieb uns nur die schöne Ferien Erinnerung.

Wer da mit offenen Augen deutsche Lande betritt oder durchwandert hat, der wird auch den Niederschlag der Geschichte wahrgenommen haben, wie er sich in dem geschaffenen Wert unzähliger regsamere Hände ausgeprägt hat. — Städte, Dörfer und Winkel, Dome, Paläste, Bürgerhäuser, Tore, Burgen, Brücken und Brunnen, Dorfkirchen und zerfallene Ruinen — aus ihnen spricht die Geschichte Deutschlands. Da redet die Kunst aus den Steinen: gotisch, himmelanstrebende Türme mit zierlichem Weisheitswerk geschmückt, wuchtige Tore, Bürgerbauten, von reichen Schnitzereien überdeckt, versonnene Heilige in dämmerigen Kapellen. Es sind wahre „Genießer“, die auf derartige Kleinigkeiten auf ihrer Reise geachtet haben, an denen die breite Masse achtlos vorübergeht.

In einem verschwiegenen Torbogen ein zierliches Engelsköpfchen, auf einem überwucherten Grabstein eine seltsame Inschrift, am Kirchenstuhl eine merkwürdige Schnitzerei, auf Simsen altväterliches Gerät, in Erdblerläden vergilbte Angedenken, mitten im Gerümpel vergessener Höfe ein kunstvoll gemauelter Brunnen, in dunklen Dielen eine prächtig geschnitzte Treppe, postlerliche Wetterfahnen auf windschiefer Dächern — es lohnt sich schon, auf diese Neben-

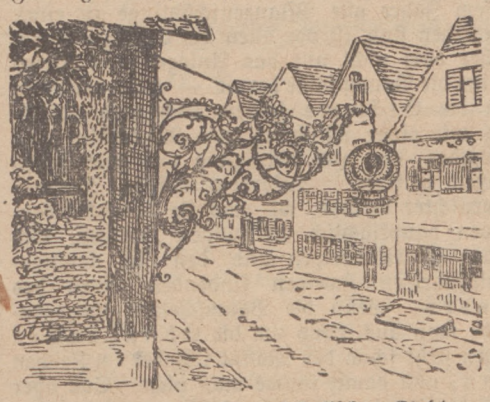
dinglichkeiten zu achten, da auch in ihnen große Schönheit stecken kann. Oder ein Wirtshauschild. So trieben unsere Urväter „Reklame“, wo man die erfolgreiche Reklame in den Zeitungen noch nicht kannte, da es Zeitungen mit großer Verbreitung ja noch gar nicht lange gibt. — Diese Wirtshauschilder sind hervorragende Arbeiten des deutschen Schmiedehandwerks, von großer geschmacklicher Sicherheit und hohem künstlerischem Anspruch. — Nur durch eine strenge Tradition, durch absolutes Beherrschen aller verlangten Formgebilde konnte solche Höhe sich erhalten. Viele verborgene Schönheiten gibt es so abseits der großen Heerstraße der Reisenden. Aber wer es bei seiner



Messingbeschlagenes Tor in Rothenburg a. d. T.

Dürre und Arbeitsfolge.

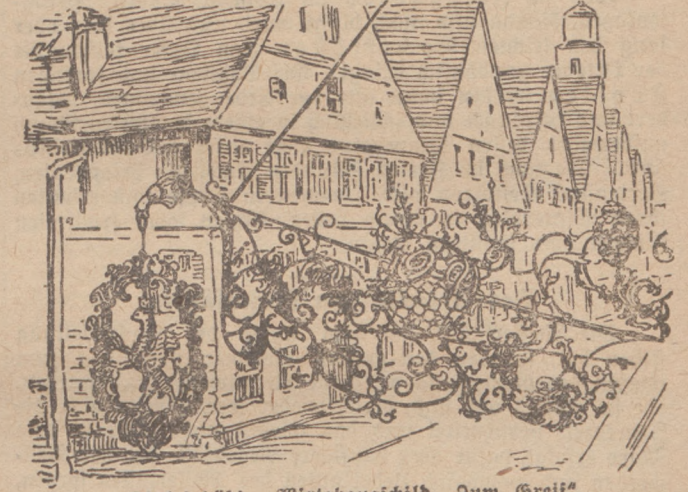
Eine Folge der ungewöhnlichen Dürre, die sich bereits jetzt voll auswirkt, ist die, daß die Feldarbeiten seit geraumer Zeit nicht so aufeinanderfolgen können, wie es nützt. Gar mancher Acker ist auch trotz der kürzlichen Regenfälle noch so hart, daß der Pflug darin nicht arbeiten kann. Das vielerorts unvermeidliche Zusammentreffen der Hackfruchtenernte mit den Bestellarbeiten bedeutet aber nicht nur eine ungeheure Ueberlastung des Landwirts und seiner Gespanne, sondern die Arbeiten konnten und können nicht in dem erforderlichen Grade und in den richtigen Zeitabständen vorgenommen werden. Somit kommt einerseits die neue Saat in vielfach denkbar ungünstige Be-



Wirtshauschild in einer fränkischen Stadt.

diesjährigen Reise versäumt haben sollte, der kann es ja im nächsten Jahre nachholen, auf all diese „Kleinigkeiten“ in Stadt, Dorf und Land zu achten, wo er seine Reisezeit verbringt, und zu einem Entdecker und Freund deutscher Kulturgeschichte werden.

Über wer es bei seiner



Dintelsbühl. Wirtshauschild „Zum Greif“.

—

Liebe und Whist.

In Eastbourne in England wurde neulich ein Whist-Turnier abgehalten, dessen erster Preis aus einem Brautkleid bestand. Es wurde nun nicht — der ironischen Art des Schicksals entsprechend — von einem Junggesellen gewonnen, sondern von einem reizenden jungen Mann, der tatsächlich kurz vor seiner Hochzeit stand und eine Braut befaß, für die das kostbare Brautkleid eine kleidsame Folie zu ihrem Ehrentage sein durfte.

Unglücklicherweise war der strahlende Preisträger aber Praktikant des größten Londoner Wäschegeschäftes...

atungen für ihre Entwicklung hinein; andererseits ist nicht abzusehen, für welche Zeit überhaupt die Beschaffenheit des Bodens gelitten hat. Auf jeden Fall gibt es viel zu tun mit dem üppig gewucherten Unkraut. Die anderen Folgen der vernichtenden Dürre lassen sich restlos beurteilen erst dann, wenn die Kartoffeln und Rüben aus dem Boden heraus sind; vom Getreide haben Weizen und insbesondere Hafer aber vielfach schon sehr unter der Trockenheit zu leiden gehabt. Ueber abgeerntete Kartoffeln- und Rübenfelder sollte man sogleich den Pflug gehen lassen, und wer Kapsen gesät hat, muß ihn bald anhäufeln.

Wenig Freude bringt in diesem Herbst auch oftmals der Gemüsegarten. Die Wurzelgewächse für den Winterbedarf werden zuerst herausgenommen, und dann folgen die

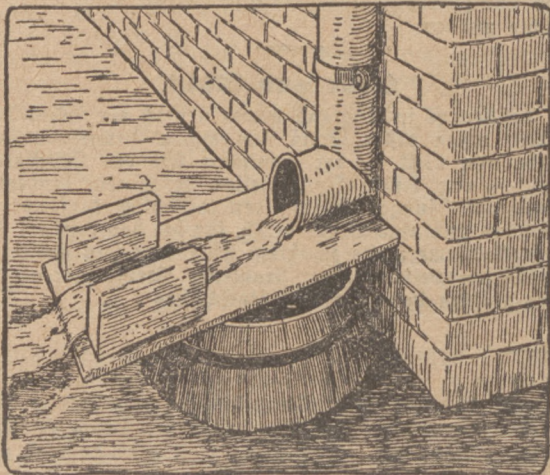
übertrug abzurertenden Gemüje. Alles muß gut gereinigt und getrocknet in gefäuberte Winterräume gebracht werden, die nachher bei milder Bitterung gut gelüftet werden können. Artischoken werden handhoch über dem Boden abgeknitten, herausgenommen und im Keller eingeschlagen. Dauerbeete und Gewürzpflanzen bekommen, nachdem man Stengel und Kraut entfernt hat, am besten eine Decke von kurzem Dünger. Die abgeernteten Beete sollten gleich gegraben und gedüngt werden.

Daß in diesem Jahre alle Pflanzenschädlinge zu einer wahren Plage gediehen sind, ist vor allem im Obstgarten zu merken. Daher darf nicht nur das Anlegen von Klebegürteln — auch um die Baumpfähle herum — nicht versäumt werden, sondern die Stämme sollten auch nach gründlicher Reinigung mit einer Mischung von Rinderblut und Kalk bestrichen werden, was zur Reinigung und zum Frostschuß gleichermaßen beiträgt. Außerdem müssen Raupenester überall vernichtet werden, wo man sie bemerkt; dasselbe gilt von den hauptsächlich an jungen Zweigen und Knospen klebenden Blattläuseiern und den sich vorzugsweise an den einjährigen Zweigen findenden Eiern des Ringelspinners. Wenn die Baumscheiben umgegraben werden, grabe man auch rund um die Obststräucher herum. Im übrigen steht schon der Monat Oktober im Zeichen des Pflanzens, und damit säume man nicht. Soll aber erst im Frühjahr gepflanzt werden, so wirft man in rauheren Lagen die Pflanzengruben zweckmäßig schon jetzt aus. Die in nassen, schweren Bodenarten stehenden Bäume erhalten nun erst den zur Erzeugung reicheren Fruchtansatzes erforderlichen Schnitt, auch eine entsprechende Düngung.

Was im Ziergarten an Dahlien, Atern, Herbstleutkoyen, Ranna usw. noch blüht, wird nun über kurz oder lang den leichten Nachfrösten zum Opfer fallen, die der Oktober gewöhnlich bringt. Die Dahlien- und sonstigen Knollen werden dann aus der Erde genommen, gefäubert und getrocknet und schließlich in einem frostfreien Raum aufbewahrt, dessen Temperatur nicht unter 4 Grad Celsius sinkt. Die noch im Freien stehenden Fuchsen, Pelargonien, Hortensien, Heliotrop usw. kommen in Töpfe und erhalten ihren Winterplatz in einem hellen, kühlen, aber frostfreien Zimmer oder sonstigen Raum.

Das Abdecken von Regenfassern.

Die Wasserfässer, die man unter der Dachableitung stehen hat, spenden den ganzen Sommer über das zum Gießen des Gartens so wertvolle Regenwasser und werden, ehe sie einmal voll sind, gleich wieder leer. Wenn aber die Jahreszeit vorschreitet und das Gießen nicht mehr in dem Maße erfolgt, dafür aber häufigere Regenfälle für das Bollwerden und womöglich Ueberlaufen des Wasserfasses sorgen, dann muß man etwas unternehmen, um das Wasserfaß nicht zu einer Schadenquelle für das Gebäude werden zu lassen, an dessen Mauer es steht oder — das ist ja sehr häufig der Fall — eingegraben ist.



Man kann nun nicht dauernd schöpfen, wenn man kein Wasser mehr braucht, oder wenn besonders starke und anhaltende Regenfälle Ueberfluß an Wasser geben. Eingegrabene Fässer kann man aber auch nicht jedesmal wegnehmen, und so muß man sie also in geeigneter Weise zudecken. Wie man das einfach und zweckentsprechend machen kann, zeigt das beigegebene Bild. Das zum Zudecken benutzte Brett muß länger als der Durchmesser des Fasses sein und — wie im gezeigten Beispiel — vorn durch Sieselsteine beschwert werden, um ein Gefälle hervor-

zurufen. Am besten nimmt man zwei Steine, zwischen denen dann das Wasser ungehemmt abfließt, was bei nur einem Stein nicht in demselben Maße möglich wäre.

Bei derartigen Ableiten des Regenwassers und später des Schneewassers bleibt die Gebäudemauer sicher vor schädlichen Einflüssen bewahrt. Obergärtner P. Teile

Geisterstimmen auf Grammophonplatten.

Der englische Schriftsteller und Spiritist Bradley, der durch seine Geisterexperimente bekannt geworden ist, erzählt von eigenartigen Versuchen, die er unternommen hat, um durch das Festhalten von Geisterstimmen auf Grammophonplatten ihre Tatsächlichkeit zu beweisen.

Die Spiritisten sind seit langem bestrebt, den Zweifeln an ihren Experimenten dadurch zu begegnen, daß sie mit Hilfe von Photographie und Grammophon das wirkliche Vorhandensein dieser Phänomene darthun. So wurde zum Beispiel bereits mehrfach das sogenannte Plasma auf der photographischen Platte gezeigt. Bradley hat seine Haupterfolge mit Hilfe seines Mediums Valantine auf dem Gebiete der Erzeugung von Geisterstimmen gehabt. Er war der erste, der angeblich die Geister nicht nur zeigte, sondern sie auch zum Reden brachte. In letzter Zeit hat Bradley selbst ohne jede Beihilfe eines Mediums derartige Geisterstimmen hervorgerufen. Nun hat die Columbia-Gesellschaft sich bereit erklärt, an einer derartigen Séance mitzuwirken. In dem Sitzungszimmer wurde ein Aufnahmeapparat aufgestellt, der durch einen Angestellten der Grammophongesellschaft bedient wurde und alle Stimmen aufnahm, die angeblich von Geistern hervorgebracht worden waren. Zehn derartige Platten wurden fertiggestellt und zwar in verschiedensten Sprachen, die Bradley selbst gar nicht beherrschte. Bei den englischen Stimmen konnte man annehmen, daß er selbst der Erzeuger der Geisterstimmen war. Aber es ertönten auch die Stimmen von Chinesen, Russen und anderen Völkern, so daß eine direkte Einwirkung Bradleys ausgeschlossen war.

Die Platten wurden nachher Fachleuten der betreffenden Sprachen vorgeführt, und es wurde festgestellt, daß es sich um einwandfreie Wiedergaben der betreffenden fremdländischen Sprachen handelt. So weit lautet der Bericht Bradleys der hoffentlich von Wissenschaftlern nachgeprüft werden wird. Man darf aber nicht vergessen, daß derartige Experimente nach Untersuchungen hervorragender Fachleute unter allerlei unkontrollierbaren Täuschungen leiden und oft von Einflüssen beherrscht sind, die man nicht erkennen kann, die aber den Charakter der Taschenspielerkunststücke haben und so den Schein von Wahrheit erzeugen, den sie in Wirklichkeit nicht haben.

Aus aller Welt.

Ein Stückchen Sehnsucht nach der Kleinstadt steckt in jedem Großstädter. Die „Münchener Illustrierte Presse“ hat einen ihrer Mitarbeiter auf eine Entdeckungsfahrt durch Deutschland ausgesandt. Auf dieser Fahrt photographierte er auch das Leben in einer kleinen Stadt. Die Bilder findet man in der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 43). — Von der größten Sensation auf dem Kunstmarkt, der Versteigerung der Sammlung Eduard Simon, zu der Kunsthändler und Museumsdirektoren aus aller Welt zusammenkamen, handeln zwei weitere Bildseiten. In das Märchenland des Orients führen uns die Bilder von Prunkschiffen am Himalaya. — Wir nennen noch die Bilderartikel „Frauen als Polizei“, „Von Herrschaften abgelegte Autos“, „Aus dem Privatleben Kar Valentins“, des bekannten Münchner Komikers, und „Das Heim der Pariser Bohème, das Café du Dôme“.

Fröhliche Ecke.

Das Telephonlied. „Mutter, heute haben wir in der Religion so'n schönes Lied gelernt“, verkündet Hildchen. „Wie heißt das denn?“ „Ja, ich weiß nicht gleich, wie es anfing, es war etwas mit dem Telephon dabei.“ „Mit dem Telephon in der Religionsstunde?“ „Ja, jetzt fällt mir's ein: Rufe mich an in der Not!“

Bübchen will seine Suppe nicht essen. Mama wird endlich ungeduldig und schilt: „Du ungezogenes Kind du!“

Da donnert es. „Siehst du,“ sagt die Mutter, „jetzt schilt der liebe Gott auch schon!“

Bübchen ißt artig seine Suppe und läßt sich wortlos zu Bett bringen. Da donnert es wieder, und Bübchen fragt weinerlich: „Mutti, was will er denn nu noch?“